

Worten das Leben des Dorfpfarrers berichtet. Man merkt dem Text und den Bildern die Vertrautheit des Verf.s mit Land und Leuten an. Sämtliche Fotos wurden vom Verf. im Jahr 1959 aufgenommen. Sie geben einen ausgezeichneten Eindruck aller für das Leben Vianneys wichtiger Orte wieder und spiegeln im Heute die Dinge, wie sie damals waren (so viel hat sich gar nicht geändert!). Dabei ist es nur ein Vorteil, daß die Fotos bei aller Qualität weniger raffinierte Effekte suchen, als vielmehr ein treues Bild der Wirklichkeit vermitteln wollen. Auch Ars als Wallfahrtsort ist gebührend berücksichtigt. Alles in allem ein Bildband mit starker Atmosphäre; für den, der Ars kennt, wie für den, der nicht hinfahren kann, gleich wertvoll. F. Hillig SJ

Jouhandeau, Marcel: Philipp Neri. Der heilige Narr. (130 S.) Köln 1960, Bachem. Ln. DM 9,80.

Philipp Neri gilt allgemein als einer der sympathischsten Heiligen. Der deutsche Gebildete erinnert sich überdies der rühmenden Worte, die Goethe dem Heiligen in der „Italienischen Reise“ gewidmet hat und die denn auch der vorliegenden Ausgabe vorangestellt sind. Seltsamerweise scheint es aber gar nicht leicht, diesen fröhlichen und übermütigen Heiligen so zu schildern, daß man ihn persönlich wirklich in den Blick bekommt, ihm greifbar und real begegnet. Jouhandeau versucht es auf die Weise, daß er in einem ersten Teil, der die gute Hälfte des Büchleins ausmacht, alle möglichen Anekdoten häuft. Dabei erliegt er der Gefahr, die extravagantesten Fälle wie ein Feuerwerk abzubrennen, ohne die Frage, die dem Leser kommt, befriedigend zu beantworten, wer denn dieser Mensch war, um den sich diese zum Teil befremdenden Geschichten ranken. Die Schwierigkeit wird in Philipps Originalität liegen; aber offenbar auch darin, daß es nicht leicht sein dürfte, sich in die Mentalität eines Italieners des 16. Jahrhunderts hineinzudenken. Der zweite Teil des Büchleins bietet dann in gedrängter Kürze den Lebensweg des Heiligen unter starker Heranziehung des kirchengeschichtlichen Hintergrunds. Philipp Neri ist immerhin der Stifter des Oratoriums und einer der wichtigsten Männer, durch die das christliche Rom im 16. Jahrhundert erneuert wurde. F. Hillig SJ

Pire, Dominique: Erinnerungen und Gespräche. Aufgezeichnet von H. Vehenne. (213 S. mit 4 Fotos) Köln 1960, Bachem. Ln. DM 12,80.

Ein Mann vom Schlage Pater Pires hat weder Zeit noch Lust, sein Leben zu beschreiben. Seine Zeit und seine Kraft gehören seinem Werk: der Flüchtlingshilfe, näherhin den Displaced Persons, seinen Europa-Dör-

fern und all der unabsehbaren Not, die sich an ihn wendet. Seinem Biographen blieb nichts anderes übrig, als den Pater auf seinen Fahrten kreuz und quer durch Europa zu begleiten und ihn zwischendurch über sein Leben auszuholen. Im Spiegel der so entstandenen Interviews erstet ein launiges, sympathisches Bild des belgischen Dominikaners, dessen Jugend nichts von seiner späteren Leistung ahnen läßt. Pater Pire war acht Jahre Lehrer und sieben Jahre Pfarrer, als eine zufällige Begegnung ihn mit der Not der DP's in Berührung brachte. Er fuhr in die Lager, und aus dem persönlichen Erleben erwuchs die Hingabe seines ganzen Lebens an diese eine Idee: den Heimatlosen eine neue Heimat zu schenken und über allen Haß, alle Fremdheit und Trennung hinweg für ein „Europa des Herzens“ zu arbeiten. Sein Werk fand 1958 durch die Verleihung des Nobelpreises internationale Anerkennung; aber die Aufgabe geht weiter, und das vorliegende Buch ist zugleich ein Anruf an alle Gutwilligen, zu helfen. Ein helles, tapferes und Mut machendes Buch, das viel erschütternde Einzelheiten menschlicher Not und menschlicher Hilfsbereitschaft mitteilt. F. Hillig SJ

Weyergans, Franz: Pater Pire und das Europa des Herzens. (173 S.) Eupen 1960, Markus-Verlag, Kart. DM 8,90.

Dieser durch zahlreiche Fotos belebte Bericht des belgischen Romanschriftstellers bietet eine romanhafte Reportage, die an Cesbron erinnert. Sie mag zur Veranschaulichung des Lebens der Flüchtlinge dienen. Aber das Buch wirkt zwiespältig. Es ist ein Roman und doch wieder keiner, weil Fotos und Tatsachenberichte die Romanhandlung immer wieder zerreißen. F. Hillig SJ

Philosophie

Blessing, Eugen: Theodor Haecker. Gestalt und Werk. (269 S.) Nürnberg 1959, Glock und Lutz. Ln. DM 12,80.

Theodor Haecker. Der Name ist allen wohl bekannt, die die Jahre zwischen den beiden Weltkriegen wach und aufgeschlossen durchlebt haben. Er steht ehrenvoll neben den anderen Vertretern des bedeutenden geistigen Aufbruchs im Deutschland jener Zeit. Fast wehmütig blicken wir zurück; ein ähnlicher Aufschwung des Geistes ist uns, den Erben der zweiten deutschen Katastrophe dieses Jahrhunderts, bisher nicht beschieden gewesen. Wer von den Jüngeren vermag es noch nachzuerleben, wie gewaltig der Einfluß war, den jene Dichter und Denker, jene Theologen und Historiker auf eine weite Gemeinde aufgeweckter Mitmenschen ausgeübt haben? Haben sie auch heute noch

etwas zu sagen? Sie haben mit all ihrem Bemühen das Unheil nicht aufhalten können, und zwischen ihnen und uns steht es wie eine Wolke des Gerichtes, wie der Bankrott eines Zeitalters. Und das erschwert sicher heute vielen das Verständnis für die Früheren, z. B. das Verständnis der Haeckerschen Geschichtsphilosophie und seiner analogia trinitatis.

Trotzdem hat E. Blessing recht getan, und trotzdem ist es ein Verdienst des Verlages, dieses Buch herauszubringen — anlässlich des 80. Geburtstages des am 9. April 1945 „mitten in der Nacht der deutschen Katastrophe“ verstorbenen Theodor Haeckers.

Wenn der erste Teil, Haecker als Satiriker, eher historischen als unmittelbar aktuellen Wert hat, so tritt uns der christliche Denker (zweiter Teil) schon viel näher, und mit der Religions- und Geschichtsphilosophie, welche letztere vor allem im dritten Teil behandelt wird (Homo religiosus), muß sich jeder denkende Christ auseinandersetzen. Blessing selber leitet den Leser sowohl zum ehrfürchtigen Hören als auch zur kritischen Stellungnahme an. Es ist heute Mode und entspricht unserem ernüchterten Lebensgefühl, die reale Welt in Geschichte und Natur möglichst in einer kalten Gottesferne zu sehen und zwischen Natur und Übernatur möglichst breite und tiefe Abgründe aufzureißen. Blessing tut gut daran, u. a. die Schwächen der Haeckerschen analogia trinitatis aufzudecken; sie ist kaum haltbar. Die Geschichtstheologie Haeckers ist damit allerdings noch nicht widerlegt. Ihr würde als Grundlage die analogia entis einerseits und die freie Gnadenwahl Gottes andererseits genügen. Das heißt, hier handelt es sich nicht um eine quaestio juris, sondern eine quaestio facti. Daß kein Volk des Neuen Testaments sich einer ähnlichen Berufung rühmen kann, wie sie das auserwählte Volk des Alten Bundes hatte, steht außer Zweifel. Inwiefern jedoch diesseits dieser Grenze die göttliche Vorsehung an sich „profangeschichtliche“ Situationen und Gegebenheiten zu heilsgeschichtlichem Range erhebt, ist im Einzelfall für unser Erkennen schwer festzustellen. Daß der Universalität und den religiösen Verhältnissen des Römischen Reiches und der hellenistischen Welt zur Zeit Christi und seiner Apostel adventische Bedeutung zukam, wird man allerdings kaum leugnen können.

Blessing hat die Dunkelheit unserer Frage sehr nachdrücklich hervorgehoben. Was dem Leser bisweilen den Blick in die Tiefen seiner Ausführungen schwierig machen könnte, ist die Terminologie, so z. B., wenn von einem primären und nicht primären Wesen gesprochen wird. Besser scheint uns die Unterscheidung zwischen Wesens- und existenzieller Ordnung zu sein. Das Zitat aus Haecker (Sch. 117, „Metaphysisch gespro-

chen kann Gott nicht ein Ding erschaffen, ohne daß in ihm eine Tendenz wäre zu Ihm hin und zurück, das gehört zu den sogenannten *Unmöglichkeiten Gottes*“) kann u. E. durchaus so verstanden werden, daß kein Widerspruch zur These entsteht, die Übernatur sei freies Geschenk Gottes. Denn dieser Satz ist doch auch in der rein natürlichen Ordnung göltig, in dem Sinne nämlich, daß die ganze Schöpfung in und mit und durch den Menschen notwendig in Gott ihr letztes Ziel hat. G. F. Klenk SJ

Schulthess, Robert: Ich, Freiheit, Schicksal. Rückblick und Neuorientierung. (163 S.) Tübingen 1959, M. Niemeyer. Br. DM 9,40.

Das Ich wird dauernd und notwendig als konkret und lebendig erlebt. Darum ist jede Auflösung in ein abstraktes, bloß logisches Ich zu verwerfen. Aber das konkrete Leben vollzieht sich in einer dauernden, sich selbst vergessenden Hingabe an die spontanen Lebensregungen. Wie ist dann dieses Ich möglich? Der Mensch ist: „ein Kommen und Gehen von Trieben, Gefühlen, Wunschideen, Gedanken aller Art und sonstigen seelischen Kräften und Mächten, deren letzter Ursprung uns ein für allemal entzogen bleibt. Sie sind der stets bewegte Strom des innern Schicksals, dem kein Mensch zu trotzen vermag“ (71). Das Ich als Erlebnis entsteht dadurch, „daß der Mensch in jedem fortlaufenden Jetzt-Moment kontinuierlich vergißt, daß er auf einem Sich-Vergessen beruht“ (80). In diesem Vergessen der Selbstvergessenheit „tritt ein trotz seines innern Wandels ebenso kontinuierliches, stets gegenwärtiges und lebendiges Ich zutage, das einzig und allein gerade insofern existiert, als es dauernd vergißt, daß es nicht existiert“ (80). Das Ich „existiert als das Vergessen seiner Nicht-Existenz“ (81). Die Täuschung der Selbstgleichheit beruht auf dem „dauernden Vergessen der Selbstverlorenheit und eigenen Nicht-Existenz“ (83). Mit dem Ich ist wesentlich die Freiheit verbunden: „Der Mensch existiert als frei wollendes Ich insofern, als er dauernd in jedem Jetzt-Moment vergißt und vergessen „muß“, daß er als (freies oder ‚unfreies‘) Ich überhaupt nicht existiert, sondern lediglich als jener Ablauf spontaner Regungen“ (101). Das Schuldbewußtsein ist darum ebenso grundlos, wie in einzelnen Fällen unvermeidlich; denn an sich hat mein jetziges Ich mit dem früheren nur das gemein, daß beide nicht sind. „Man mag das Schuldbewußtsein als Ausdruck eines sonderbaren Erwählens seiner selbst zum Sündenbock für Taten eines nicht mehr faßbaren, in die Vergangenheit entglittenen Ich interpretieren“ (146). — Man könnte also kurz sagen: Ein Nichts vergißt, daß es nichts ist; das ist das Ich. Die-